

Der Weltgeist zu Fredersdorf oder die Geschichte von der gestohlenen Revolution

Stefan Wolle

„Wegen Hitler hatte ich immer schulfrei zum Geburtstag“, meinte Dr. Peter H. und nippte verlegend grinsend am Sektglas. „Der Jahrestag des Münchener Bierkellerputsches vom 9. November 1923 wurde nach der Machtergreifung als Gedenktag gefeiert“, schob er erklärend nach. Wir saßen sechshundsechzig Jahre später, am Vormittag des 9. November 1989, im Kreise der Kollegen in H.'s Wohnung in Berlin-Pankow, um dessen Verabschiedung in den Ruhestand zu feiern. Aus Mangel an Gesprächsstoff hatte jemand daran erinnert, was der 9. November doch für ein geschichtsträchtiges Datum sei: Novemberrevolution, Hitlerputsch, Kristallnacht - jemand fügte den 18. Brumaire des Jahres VII. der Französischen Republik hinzu, der nach unserem Kalender der 9. November 1799 gewesen sei. Ansonsten blieb die Weltgeschichte bei der Geburtstagsfeier draußen vor der Tür. Dabei stellt sich in der Retrospektive die Zeit als stürmischer Umbruch dar. Vor vier Wochen hatten die friedlichen Massendemonstrationen begonnen, oppositionelle Parteien waren gegründet worden, am 4. November hatte auf dem Alexanderplatz eine große Demonstration stattgefunden. Diese Ereignisse waren weit weg in der großen mit Büchern vollgestellten Altbauwohnung in Pankow. Nur der Jubilar erklärte in seiner Dankesrede, wie glücklich er sei, daß die Partei sich entschlossen habe, den Weg der Demokratie zu beschreiten. Die Freude war verwunderlich, wenn man den Genossen H. kannte, und war es auch wieder nicht. Wie schon so oft vorher hatte sich die Parteilinie geändert. Nun war „Dialog mit allen gesellschaftlichen Kräften“ angeordnet und

die anwesenden Genossen waren demzufolge Anhänger dieses Dialogs. Vielleicht mißbilligte tief im Herzen mancher die „weiche Welle“ und fand es gar nicht so verkehrt, wie auf dem Pekinger „Platz des Himmlischen Friedens“ mit den Konterrevolutionären aufgeräumt worden war. Offen gesagt hat es niemand. Diszipliniert und geschlossen marschierte die SED dem Untergang entgegen. Ansonsten ging das Leben seine gewohnten Gang. Nachdem die belegten Schnittchen verzehrt waren, servierte die Hausfrau Kaffee, dann verstreute sich die Runde. Es war ein sonniger und kühler Novembertag.

Der geheimnisvolle Punkt, an dem sich individuelles Leben und Weltgeschichte berühren, kommt in der Geschichtswissenschaft nicht vor, dabei liegt dort das eigentliche Faszinosum der Geschichte. Auch ich habe darüber keine Theorie. Ich will nichts deuten oder erklären. Ich sammle einfach die Geschichten am Wegesrand und binde mir einen bunten Strauß daraus. Sowenig wie ein Strauß Blumen die Natur ist, sind solche unordentlichen Erinnerungen die Geschichte. Sie liegen oft quer zur Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen. Sie sind nicht gerade eine Antithese zur Geschichte als logischer und kausaler Prozeß, mehr ein ironischer Kontrapunkt zu den Werken der Analytiker, die hinterher immer genau wußten wie alles kommen mußte.

Jedenfalls herrschte in den Mittagsstunden des 9. November 1989 in der Hauptstadt der DDR jene bedrückend friedvolle Ruhe. Niemand spürte zwölf Stunden vor dem Mauerfall den Boden unter den Füßen wanken, keiner sah ein Wetterleuchten am strahlend blauen Herbsthimmel, niemand beobachtete mit sorgenvollem Blick den Vogelflug. Dabei war gerade auf der Fahrt von Pankow ins Stadtzentrum die Mauer schmerzhaft präsent. An anderen Stellen der Stadt hatte man es verstanden, die Mauer dezent zu verbergen. Am Branden-

urger Tor stoppte ein kniehohes Mauer-
hen mit Grünpflanzen den Touristenstrom
und nur ganz im Hintergrund patrouillier-
en bewaffnete Doppelposten. Von West-
berlin war nur das Reichstagsgebäude zu
sehen, daß wie ein toter Klotz in der Land-
schaft lag. In anderen Stadtgebieten hatte
man in jahrelanger Kleinarbeit die Zugänge
zu den Sperranlagen weiträumig abge-
sperrt. Auch zu sehen war Westberlin
raum. Neben den Sichtblenden gab es so-
gar Hörblenden. Zwischen den abgesperr-
ten „Westbahnsteigen“ des Bahnhofs
Friedrichstraße, von denen die S-Bahn in
Richtung Zoologischer Garten und die
Fernzüge ins Bundesgebiet abfahren und
dem „Ostbahnsteig“ war noch kurze Zeit
vor dem Ende der DDR eine schalldichten
Stahlwand gezogen worden. Viele Jahre
hatten manns hohe graue mit Stahldraht
verstärkte Glasscheiben gereicht. Auf ei-
nem Laufgatter standen Posten mit Ma-
schinenpistolen und achteten darauf, daß
niemand versuchte, die Absperrungen zu
überklettern und mit der S-Bahn nach
Westberlin zu gelangen. Nur die schmut-
zig-grauen Tauben flogen zwischen Ost-
und West-Bahnsteig hin - und eben ärgerli-
cherweise auch die Schallwellen. In stille-
nen Stunden konnte man die Lautsprecher-
ansagen hören: „Nach Zoologischer Garten
zurückbleiben!“. Damit war nach der Er-
richtung der Stahlwand Schluß.

So wurde die Mauer nicht gerade „niedri-
ger gemacht,“ wie die westlichen Entspan-
nungspolitiker versprochen hatten, aber sie
verschwand in ihrer Brutalität aus dem
Stadtbild.

Doch an einer Stelle der Stadt wollte diese
kosmetische Operation nicht gelingen.
Durch die Willkür der Grenzverläufe zwi-
schen den Sektoren von Groß-Berlin fuhr
die S-Bahn seit dem 13. August 1961 zwi-
schen den Bahnhöfen Pankow und Schön-
hauser Allee in weitem Bogen durch eine
gespenstische Landschaft von Stachel-
drahtverhauen, Betonmauern, gigantischen

Sichtblenden und weiträumig planierten
Todesstreifen. Die Fernzüge aus dem
nördlichen Teil der Republik näherten sich
der Mauer, die hier mindestens fünf Meter
hoch aufragte, fast auf Armeslänge. In die
ersten Monate des Jahres 1989 fällt ein
seltsames aber symptomatisches Erlebnis.
Wie immer fuhr der Zug aus Stralsund
auffallend schnell durch die Sperranlagen.
Ein proletarisch wirkender nicht mehr ganz
junger Mann sprang plötzlich auf, riß das
Zugfenster auf und schleuderte mit haßver-
zerrtem Gesicht eine Bierflasche gegen die
graue Betonwand. Dann setzte er sich
schweigend. Die anderen Fahrgäste blickten
betreten zur Seite. Niemand sagte ein
Wort. Die spontane Geste ohnmächtigen
Protestes war wie ein Zeichen, das davon
kündete, ewig wird es weder durch Sta-
cheldraht noch durch Blumenrabatten ge-
lingen, Berlin zu teilen. Ins Zugabteil war
plötzlich ein winziges Stückchen jener
Weltseele getreten, die laut Hegel zu im-
mer mehr Vernunft und Selbsterkenntnis
voranschreitet und sich in der Weltge-
schichte als objektiver Geist verwirklicht.

Hegel hat seine manchmal etwas dunklen
Gedanken über den Weltgeist in das hübs-
che und vielzitierte Bild vom „Weltgeist
zu Pferde“ gebracht. Bald nach der
Schlacht bei Jena und Auerstedt schrieb er
am 13. Oktober 1806 an seinen Philoso-
phen-Kollegen, den Kantianer Friedrich
Immanuel Niethammer: „Den Kaiser - die-
se Weltseele - sah ich durch die Stadt zum
Rekognoszieren hinausreiten; - es ist in der
Tat eine wunderbare Empfindung, ein sol-
ches Individuum zu sehen, das hier auf ei-
nen Punkt konzentriert, auf seinem Pferde
sitzend, über die Welt übergreift und
herrscht.“¹

Wenn es denn eine solche Weltseele gibt,
so war sie am späten Nachmittag vor dem
Fredersdorfer Filmtheater „Union-

¹ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Briefe von
und an Hegel, Leipzig 1887, S. 68.

Lichtspiele“ anzutreffen. Der altertümelnde Name hatte durchaus seine Berechtigung. Das Kino in Fredersdorf hatte den verblichenen Charme der fünfziger Jahre bewahrt, die Klappsitze waren mit rotem Samt bezogen, die vergoldeten Wandlampen verlöschten in feierlicher Langsamkeit, und von unsichtbarer Hand wurden die schweren Samtportieren mit goldenen Fransen beiseite gezogen, ehe ein gewaltiger Gongschlag den Beginn der Vorführung einläutete. Doch an diesem Abend sollte kein Film gezeigt werden. Ein handgeschriebenes Schild war über dem Plakat von „Crocodil Dundee“ mit Reißzwecken befestigt und verkündete, daß eine Einwohnerversammlung stattfinden werde. Nirgendwo hatte es öffentlich gestanden, doch alle wußten, daß der Vorsitzende des Rates des Kreises, Genosse Hammer, den Bürgern Rede und Antwort stehen wolle. „Wir müssen das Vertrauen der Menschen zurückgewinnen“, stand in den Zeitungen. Öffentliches Volksmeckern im Rahmen der Verfassung war angesagt. Überhaupt wurde plötzlich überall die Verfassung zitiert. Das klang gut und hatte den Pferdefuß, daß in der Verfassung die führende Rolle der SED, die Arbeiter-und-Bauern-Macht und der Bruderbund mit der Sowjetunion verankert waren.

Die Abendkühle nicht scheuend hatten mehrere hundert Einwohner von Fredersdorf, Petershagen, Eggersdorf und anderen Ortschaften des Kreisgebiets sich aufgemacht und stellten fest, daß die strategischen Punkte im Kinosaal bereits von SED-Genossen besetzt waren. Bereits eine halbe Stunde vor der Veranstaltung verbreitete sich unter den Wartenden die Nachricht, daß der Saal überfüllt sei und man wieder nach Hause gehen könne. Die Einlaßbegehrenden bildeten inzwischen eine für Fredersdorfer Verhältnisse ungewöhnlich große Menschenansammlung. Demo-Stimmung machte sich breit. „Wir sind das Volk“ rief einer der Menschen vor

dem Kino fröhlich und die anderen lachten und klatschten. Die Vorstellung, daß im geschlossenen Saale, die SED-Funktionäre ihr Spielchen treiben könnten, empörte die Leute, die es ansonsten gewohnt waren, geduldig zu warten. Wenn der Kinosaal zu klein war, sollte die Veranstaltung eben draußen stattfinden. „Rauskommen! Rauskommen!“ wurde skandiert. Ein Spaßvogel rief: „Wir wollen den Hammer fallen sehen“. Doch Genosse Hammer zeigte sich nicht. Statt dessen strömten diejenigen, die im Kinosaal einen Platz ergattert hatten wieder auf die Straße und füllten den Platz. Dann erschien die Katechetin und verteilte Kerzen. Die Menschen formierten sich zum Demonstrationszug. Inzwischen war es gänzlich finster geworden und mit brennenden Kerzen in den Händen zogen die Demonstranten durch den Ort. Die Glocken der Dorfkirche von Petershagen begannen zu läuten. Der Weltgeist hatte sich aufs Pferd geschwungen und trabte die Dorfstraße entlang. Vor der Kirche stellten die Demonstranten die brennenden Kerzen auf die steinernen Treppenstufen. Das sah nicht schlechter aus als vor der Gethsemankirche im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg. In wenigen Wochen hatte die friedliche Demokratiebewegung ihre eigenen Symbole und Gesten entwickelt, die über die Medien transportiert das ganze Land ergriffen hatten. Die kleine Kirche von Petershagen hatte bisher wohl nur zu Weihnachten so einen Andrang erlebt. Am Abend des 9. November schien sie jedenfalls förmlich aus den Nähten zu platzen. Die Einwohnerversammlung wurde zum Forum der neuen Gruppen. Nacheinander kletterten die Redner aufs Podium, sprachen von der Gründung einer Gruppe des „Neuen Forum“. Ein Lehrer meldete sich und begann seine Erklärung mit dem Bekenntnis, er sei Mitglied der SED. Es gab Pfiffe, Buh-Rufe und Beifall. Dann setzte er fort, er wolle wie viele andere SED-Genossen nicht abseits stehen bei dem Prozeß der Demokrati-

sierung. Nun wurde fast nur noch geklatscht. So ging es weiter und es wird nicht wesentlich anders gewesen sein, als in tausenden Städten und Ortschaften in diesen Tagen. Es kamen spezielle Wünsche und Beschwerden zur Sprache. Endlich kamen die Menschen zu Wort. Nach einem halben Jahrhundert Unterdrückung der Meinungsfreiheit gab es wieder eine Öffentlichkeit.

Plötzlich rief jemand von der Empore: "Die Mauer ist offen". Der Zwischenruf erregte allgemeines Gelächter und ironischen Beifall. „Nein, im Ernst“, rief der junge Mann und schwenkte wie zur Erklärung den Kopfhörer seines Walkmans, der damals in der DDR noch Seltenheitswert hatte. „Im Radio ist gemeldet worden, die Leute werden ohne Ausweiskontrolle über die Übergänge gelassen.“ Die Wirkung dieser Nachricht auf die Anwesenden lohnt festgehalten zu werden. Es war keineswegs überschäumende Freude. „Rennt nicht gleich alle zum Ku'damm“, rief einer, „wir bringen erstmal hier die Dinge zu Ende.“ Genau dies traf die Stimmung der Versammelten in der Petershagener Dorfkirche. Die Ventile sollen aufgedreht werden, damit der Druck nachläßt. Konkret ausgedrückt, die Leute sollen in den Westen fahren und nicht im Osten demonstrieren. Ob es so oder anders war, wird wohl ein Geheimnis bleiben. An jenem Tag um 18.57 Uhr versetzte Politbüromitglied Günther Schabowski im Pressezentrum in der Mohrenstraße vor laufenden Fernsehkameras dem SED-System den Gnadenstoß.² Am Ende einer Routinesitzung fragte der italie-

nische Korrespondent Riccardo Ehrmann nach dem Entwurf für das Reisegesetz. In seinen Papieren wühlend teilte Schabowski mit, das Politbüro habe sich entschlossen: "... heute... äh... eine Regelung zu treffen, die es jedem Bürger der DDR möglich macht ... äh über Grenzübergangspunkte der DDR ... äh ... auszureisen.“ Darauf kam aus dem Auditorium die Frage: "Ab wann tritt das in Kraft? Ab sofort?" Schabowski kratzte sich am Kopf, wühlte weiter in den Papieren, setzte sich die Brille auf und meinte: "Also, Genossen, mir ist das hier also mitgeteilt worden!... Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen - Reiseanlässe und Verwandtschaftsverhältnisse - beantragt werden." Es folgten weitere Ausführungen zur Beantragung von Pässen. Wieder kam die Frage: „Wann tritt das in Kraft?“ Schabowski blätterte in seinen Papieren und sagte dann: "Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich." Es folgt aufgeregtes Stimmengewirr. Schabowski murmelt zweimal resigniert: "Ich habe nichts Gegenteiliges gehört." Dann wiederholt er noch einmal: "Ja, ich habe nichts Gegenteiliges gehört. Ich drücke mich nur so vorsichtig aus, weil ich nun in dieser Frage nicht, also, ständig auf dem laufenden bin, sondern kurz, bevor ich rüber kam, diese Information in die Hand gedrückt bekam."

„Herr Schabowski, was wird mit dem Berliner Mauer jetzt geschehen?“, fragt ein ausländischer Journalist nach. Schabowski meint, es sei 19.00 Uhr und die Pressekonferenz damit abgeschlossen. Dann gibt er müde noch einige vage Formulierungen von sich und endet mit dem Statement: "Und ... äh ... sicherlich wird die Debatte über diese Frage ... äh ... positiv beeinflusst werden können, wenn sich auch die BRD, wenn sich die NATO zu Abrüstungsschritten entschließt und sie durchsetzt, so oder ähnlich wie die DDR das und andere sozialistische Staaten schon mit bestimm-

² Alle erschließbaren Tatsachen über die Ereignisse sind minutiös zusammengetragen bei: Hertle, Hans Hermann: Chronik des Mauerfalls. Die dramatischen Ereignisse um den 9. November 1989, Berlin 1996; vgl. auch die „wissenschaftliche Version“ des Buches mit Dokumenten: Hertle, Hans Hermann: Der Fall der Mauer. Die unbeabsichtigte Selbstaflöschung des SED-Staates, Köln 1996.

ten Vorleistungen getan haben. Herzlichen Dank!"

In Berlin begann die Nacht der Nächte. "Mal gucken, was los ist" meinten die Berliner nach den ersten verwirrenden Nachrichten des Fernsehens und pilgerten in Scharen zu den Grenzübergangsstellen, wo achtundzwanzig Jahre für den Normalbürger die Welt zu Ende war. Den Posten dort war von einer Regelung nichts bekannt. Als die Menge bedrohlich anwuchs, gingen die Schlagbäume hoch. Gegen 21.20 passierten die ersten DDR-Bürger mit einem Stempel im Ausweis die Bornholmer Brücke. Noch hatte man die Illusion, die Bürger mit den so gekennzeichneten Ausweisen nicht mehr zurücklassen zu müssen. Doch der Druck auf die Übergangsstellen wurde immer größer. Zwischen 23 Uhr und Mitternacht öffneten sich die Schlagbäume an allen innerstädtischen Grenzkontrollpunkten.

Von den vielen Geschichten dieser Nacht ist eine der schönsten, daß der zuständige Kommandeur einer der Grenzübergangsstellen angesichts der ungewohnten Menschenansammlung verzweifelt zu Hause anrief, und seine Frau ihm mitteilte, im Fernsehen sei gesagt worden, die Mauer sei offen. Daraufhin gab er den Befehl die Tore zu öffnen und die Menschen strömten durch die Sperranlagen. Die Revolution, die mit den Kerzen vor den Kirchentüren begonnen hatte, endete mit dem Tanz auf dem Ku'damm. Innerhalb von fünf Wochen hatte sich die Welt gänzlich geändert, ohne daß ein Schuß gefallen war. Die folgenden elf Monate bis zum Vollzug der deutschen Einheit waren nicht ohne Turbulenzen und Spannung, aber sie waren nur noch der Vollzug dessen, was ohnehin nicht mehr aufzuhalten war.

Schwerer zu erklären ist, warum in jener fröhlichen Nacht und in den Tagen danach viele DDR-Bürger ein Gefühl der Beklommenheit überfiel. Warum wurde ange-

sichts der plötzlichen Maueröffnung gar von einem "Staatsstreich" der SED-Führung gesprochen? Aus welchen Gefühlen und Überlegungen resultierte die auf den ersten Blick widersinnig wirkende Meinung, es sei "zu früh" gewesen, die Grenze zu öffnen?

Es ist nicht uninteressant, einen Blick auf die reale Situation im Lande zu werfen. Die live im Fernsehen der DDR übertragene Demonstration vom 4. November ist ohne Zweifel ein großer Impuls für die Demokratiebewegung gewesen. Doch die halbe Million Demonstranten auf dem Alexanderplatz sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die neuen Bewegungen und Parteien erst im Entstehen begriffen waren. Die kleinen Oppositionszirkel waren eben erst aus dem kirchlichen Raum herausgetreten. Die gelenkten Medien, die einige Tage zuvor die Demonstranten als Rowdies diffamiert hatten, räumten den Oppositionsgruppen keinen Raum ein. Auch Veranstaltungen konnten vor Mitte November 1989 kaum in öffentlichen Räumen stattfinden. Noch immer bewegten sich die Gruppen in einer Art Halblegalität und nutzten vor allem die Infrastruktur der Kirche. Die Veranstaltungen wurden auf den Anschlagbrettern der Kirchengemeinde bekannt gegeben, die Gründungsversammlungen der Oppositionsgruppen fanden in der Regel in Kirchen oder in kirchlichen Einrichtungen statt. Die Basisbewegungen verfügten weder über Büros, noch über Vervielfältigungsgeräte oft nicht einmal über ein Telefon. Allerdings war es beachtlich, wie viel Initiative von unten entwickelt wurde. Wildfremde Menschen fanden zueinander. Halb beklommen und verlegen, halb erstaunt über den eigenen Mut gründeten sie eine Basisgruppe des "Neuen Forum" oder nannten sich irgendwie anders und versuchten erste Forderungskataloge aufzustellen und Arbeitsgruppen ins Leben zu rufen. Sie traten damit an die reichlich verunsicherte aber immer noch intakte

Staatsmacht heran. Tastend und mühsam entwickelten sich Untertanen zu Staatsbürgern. Oft war es nicht die hohe Politik, sondern lokale Sorgen und Probleme, die im Mittelpunkt der Diskussionen standen.

Die Meldung vom Mauerfall platzte mitten in diese Aufbruchsstimmung hinein. Die Dämme waren gebrochen, ehe die Flut ihre ganze Gewalt erreicht hatte. Wieder gab es das Gefühl der Entmündigung und Fremdbestimmung. Denn nun begann die zweifellos größte Volksbewegung des Wendeherbstes - der Pilgerzug in den Westen. Dort galt es die hundert D-Mark Begrüßungsgeld abzuholen. Wieder reihten sich die Menschen in Schlangen ein, warteten brav und ließen sich vom Sparkassenmitarbeiter ein Stempelchen in den Ausweis drücken, der verhindern sollte, daß der Hunderter mehrmals abgeholt würde.

Es begann der D-Mark-Rummel, der Ausverkauf des Ostens und die große Abwicklung, welche die Demokratiebewegung gleich mit abwickelte. Statt um den Freiheitsbaum tanzten die Menschen nun um das Goldene Kalb der Wohlstandsgesellschaft. Dies war die unausweichliche Logik der nachvollziehenden bürgerlichen Revolution. Der innere Konflikt zwischen der Diktatur der Tugend und der beginnenden Herrschaft des Eigennutzes, der Frankreich 1793/94 erschütterte, wurde nach 1989 im Schnelldurchlauf nachgeholt. Das war geschichtlich gesehen logisch und dennoch schmerzhaft. Intuitiv erahnten in der Nacht des Mauerfalls viele Menschen diese Entwicklung. So war der erste Gedanke nicht überschäumende Freude, sondern ein Gefühl des Abschieds von einer eben erst geborenen Hoffnung. Nur für einen kurzen Moment hatten die Menschen in der DDR das Gefühl, ihr Handeln selbst bestimmen zu können. Deutschlands Revolutionen litten immer an ihrer Inkonsequenz. Viel zu schnell verschwanden die Leute von der Straße und überließen brav den gewählten oder selbsternannten Reprä-

sentanten das Feld. So war es 1848/49, so war es 1918, selbst am 17. Juni 1953 und so war es im Herbst 1989. In ihren Resultaten war es die radikalste Revolution der deutschen Geschichte, dennoch haftet ihr etwas Unvollendetes, Unvollkommenes an. Der Weltgeist war so plötzlich verschwunden, wie er aufgetaucht war. Die Menschen waren wieder Objekt der Geschichte geworden. Der Normalzustand ist wiederhergestellt. Politik gibt es im Fernsehen und Geschichte reduziert sich auf Jahrestage. Unter Hitler gab es am 9. November schulfrei, unter Ulbricht und Honecker am 7. Oktober, dann einmal am 17. Juni und seitdem am 3. Oktober. Wer an diesem Tag Geburtstag hat, kann sich freuen.

Literatur:

- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Briefe von und an Hegel, Leipzig 1887
- Hertle, Hans Hermann: Chronik des Mauerfalls. Die dramatischen Ereignisse um den 9. November 1989, Berlin 1996
- Ders.: Der Fall der Mauer. Die unbeabsichtigte Selbstauflösung des SED-Staates, Köln 1996